

Zweiter Zyklus der
KEMPFFENHAUSENER GESPRÄCHE

Strukturwandel der Arbeitswelt:

Entwicklungschancen
für Mensch und Gesellschaft?

Viertes Gespräch 6.-8. März 1998

Entwicklungschancen für Mensch und Arbeit:
Zum Bedeutungswandel von Bildung, Qualifikation
und Arbeit in der Biographie



Dokumentation

**Die Themen des zweiten Zyklus der
KEMPENHAUSENER GESPRÄCHE
im Überblick**

1. Gespräch 11. – 13.10.1996 Globalisierung der Wirtschaft und gesellschaftlicher Strukturwandel: Chancen und Risiken für Deutschland und Europa
- Einstieg: Bestandsaufnahme und Prognosen zum Strukturwandel. Gibt es Gestaltungsperspektiven jenseits der Kontroverse Wettbewerbsfähigkeit versus Sozialstaaterhalt?
2. Gespräch 7. – 9.3.1997 Geschichte der industriellen Arbeitsgesellschaft: Strukturwandel bis heute und Potentiale für die Zukunft
- Vertiefung: Historische Entwicklung von Arbeitsformen und Systemen sozialer Sicherung, von Zeitstrukturen und Menschenbildern. Gibt es geschichtlich gewachsene Entwicklungspotentiale für Umorientierung und Neustrukturierung?
3. Gespräch 10. – 12.10.1997 Entwicklungschancen für Gesellschaft und Arbeit: Perspektiven und Wege zur Transformation der industriellen Arbeitsgesellschaft
- Visionen (1): Zukunftsszenarien zur Entwicklung neuer Technologien und Arbeitsformen, zu Bildung und Tätigkeit, zu Subsidiarität und sozialer Sicherung, Arbeitszeit und Lebenszeit, zur Beziehung der Geschlechter u.a.
Neue Möglichkeiten sozialer Integration durch Vielfalt, Vernetzung und Selbstorganisation von Lebens- und Arbeitsformen?
4. Gespräch 6. – 8.3.1998 Entwicklungschancen für Mensch und Arbeit: Zum Bedeutungswandel von Bildung, Qualifikation und Arbeit in der Biographie
- Visionen (2): Zukunftsszenarien zur Entwicklung neuerkognitiver, kommunikativer und moralischer Kompetenzen, zu Autonomie und Bildungsfähigkeit, zu veränderten Mentalitäten und Lebensentwürfen. Neue Möglichkeiten der Identitätsfindung durch Selbstentfaltung, sinnhafte Tätigkeit und soziale Mitgestaltung?
5. Gespräch 16. – 18.10.1998 Zusammenfassung der Erkenntnisse: Perspektiven zum Wandel von Arbeit, Mensch und Gesellschaft
- Initiativen, Steuerungsmöglichkeiten, Projekte: Was können Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Unternehmen und Bürger zum Wandel beitragen?

Peter Glotz

Wie sehen die Grundzüge einer zukunftsorientierten Bildungspolitik aus?

Inhalte, Organisation, und Finanzierung von Bildung und Qualifikation

Ich möchte Ihnen zu meinem Thema zehn Thesen präsentieren.

1. These

Viele der erwünschten Änderungen haben keine Chance, wenn wir nicht eine bildungspolitische Debatte, wie wir sie in den 60er und frühen 70er Jahren hatten, wiedergewinnen. Die Politiker aller Parteien erklären zwar, Bildung sei Priorität Nummer eins, aber das ist es dann auch. Ich stimme dem Bundespräsidenten zu, der sagt: „Wir haben kein Erkenntnisproblem, wir haben vor allem ein Umsetzungsproblem.“ Alle Probleme liegen auf dem Tisch, aber auch die einfachsten Dinge sind gelegentlich nicht durchsetzbar, was zum einen auf einem ökonomistischen Denkfehler beruht, der am deutlichsten in dieser vulgarisierten deutschen Standortdebatte zum Ausdruck kommt. Ich bin der festen Überzeugung, daß der Wettbewerb zwischen Deutschland, Japan, den USA, den sogenannten kleinen Tigern und Europa nicht vor allem ein Wettbewerb von Sparquoten, Arbeitszeiten, Kapitalzinsen und staatlichen Subventionen ist, sondern ein Wettbewerb verschiedener Gesellschaftssysteme und daß das Ethos aus der jeweiligen Kultur eine entscheidende Rolle spielt.

Zu welchen Einzelergebnissen man bei der Bildungsdebatte immer kommt, ich glaube, daß die Unterbewertung der weltanschaulichen oder ethischen Wurzeln wirtschaftlichen Geschehens zu Fehlinterpretationen unserer Erfolge und Mißerfolge führt. Ich bin der festen Überzeugung, daß mehr als unsere kurzen Arbeitszeiten uns unser Spezialistentum, unser Mangel an ganzheitlicher Kompetenz, unsere eindimensionale Blickrichtung am Erfolg behindern. Die Neubelebung einer bildungspolitischen Debatte wäre eine entscheidende Bedingung für jede Art von neuem Anfang, wobei ich mich strikt gegen das falsche Entweder-Oder wende. Wenn ich „Neubelebung“ sage, meine ich nicht eine Debatte um Schulformen – Gesamtschule oder dreigliedriges Schulsystem. Ich meine keine Debatte, die unterschiedliche Probleme gegeneinander ausspielt. Klassisch ist da der Bundespräsident, der sagt: „Es geht nicht nur um Geld.“ Und dann redet er über alles mögliche, was richtig ist. Übers Geld redet er nicht, weil seine Mitarbeiter ihm gesagt haben, das sei ein zu heißes Thema für einen Bundespräsidenten. Er hat vollkommen recht: es geht nicht nur ums Geld, aber es geht auch ums Geld. Wenn man diesen Faktor wegläßt, kommt man nicht zu einem sinnvollen Ergebnis. Ich halte es für ein vollkommen falsches Entweder-Oder, Fachkompetenz gegen die Persönlichkeit auszuspielen. Ich glaube in der Tat, daß beides notwendig ist.

2. These

Im Zeichen von Dekonstruktivismus und Postmoderne nehmen die Leichtlebigen schwingvoll Abschied vom humanistischen Bildungsideal. Nun weiß ich auch, daß man die Leitkategorie Bildung nicht mehr im Rückgriff auf das neu-humanistische Bildungsverständnis definieren kann, also Humboldt oder Schleiermacher. Da gab es die berühmte Unterscheidung von Zöglingen und Bildungsbefugten. Die Bildung der Bildungsbefugten war sozusagen abgeschlossen. Daß das so unhaltbar ist wie heutzutage die Vernachlässigung von Technik, Ökonomie und handlungspraktischem Wissen, ist ganz klar. Die Hinwendung zu den Realien – es ist heute schon die Gründung der Technischen Hochschulen genannt worden – ist unwiderruflich. Diese Realien einer Informationsgesellschaft oder Wissensgesellschaft sind andere als die einer Agrargesellschaft oder Industriegesellschaft. Unüberholbar ist aber die Feststellung Kants, daß es bei Bildung sowohl um Nützlichkeit geht als auch um Sittlichkeit. Mit Bildung werden zweierlei Erwartungen verknüpft. Deswegen bin ich so gegen dieses Entweder-Oder. Bildung muß die Qualifikation für eine bestimmte angestrebte berufliche Tätigkeit vermitteln, wobei sie nie die volle Qualifikation vermitteln kann, sondern diese immer weiter on the job vermittelt werden muß. Also einmal ist Bildung Qualifikation. Aber gleichzeitig muß sie Menschen dazu befähigen, die Gesellschaft und die Welt zu verstehen und diesem Verständnis gemäß zu handeln. Vor 200 Jahren redete man von der sittlichen Höherentwicklung des Menschen oder auch von Aufklärung. Letzteres würde ich immer noch gerne tun. Bildung ist eben auch die bewußte kritische Auseinandersetzung des Menschen mit sich selber und mit seinem Kontext. Es geht um eine Integration von Wissen, Fühlen, Können, Wollen, Glauben. Die Fachleute reden vom operativen Anpassungslernen, das genauso notwendig sei wie strategisches Erschließungslernen, wenn man sich in einer arbeitsteiligen Gesellschaft behaupten will. Aber es ist eben auch Identitätslernen notwendig. Und wer nur das eine propagiert und das andere negiert, der sorgt dafür, daß Individuen scheitern, daß Gruppen scheitern, daß ganze Betriebe und im Zweifelsfall sogar ganze Gesellschaften scheitern.

Der Bildungsbegriff ist also zweipolig. Es geht nicht nur um den praktischen Qualifizierungsbedarf, sondern auch um die Rationalität, um den Mut, sich seines eigenen Zweifels zu bedienen, um die weiterzuentwickelnde Fähigkeit zu ethischen Sinnentscheidungen, Selbsterziehung, Selbstbildung. Was wir uns klarmachen müssen ist, daß das im Bildungswesen einer Gesellschaft, die man irgendwann mit Fug und Recht Informationsgesellschaft wird nennen können oder bald nennen kann – ich will mich um diese Definition Informationsgesellschaft, Wissensgesellschaft herumdrücken – eine andere Dimension hat als in früheren Gesellschaftsformen, die wir alle erlebt haben.

3. These

Bildung muß Schlüsselqualifikationen entwickeln. Unbestreitbar ist, daß zum Beispiel die erfolgversprechende Implementierung neuer Technologien nicht allein abhängt von Informationen, sondern an einer bestimmten Form der Verknüpfung dieser Informationen, also von Meta-Wissen. Arnold formuliert folgende Liste von Schlüsselqualifikationen: Kreativität, abstraktes theoretisches Denken (Software), Selbständigkeit, planerisches und analytisches Denken, ausgeprägte Bereitschaft zu Teamarbeit und ständigem Informationsaustausch,

Informationsverarbeitung, Flexibilität, die Fähigkeit zum selbständigen Problemlösen. Über jeden dieser Begriffe könnte man ein Buch schreiben. Herr von Hentig hat über den Begriff „Kreativität“ gerade ein kritisches Buch geschrieben, dessen Kritik ich in vielen Punkten nur unterstreichen kann. Viele dieser Begriffe haben auch Leerformelhaftes an sich, ganz ohne Zweifel.

Was wir aber festhalten müssen ist, daß es ein Zusammenwirken von Fachkompetenz, von Selbstkompetenz und von Sozialkompetenz gibt. Und es ist nicht sinnvoll, diese gegeneinander auszuspielen. Ich glaube, daß es schon richtig ist, daß wir nicht nur eine Addition von Fertigkeiten und Kenntnissen brauchen, sondern wir brauchen strategische Qualifikationen, mit denen wir diese Fertigkeiten und Kenntnisse fruchtbar machen können. Dafür ist zum Beispiel ein wichtiger Punkt die Fähigkeit zur Mediation, die Fähigkeit zur Kommunikation. Ich bemühe mich zur Zeit jemanden zu finden, der mir eine Stelle für Complexity Management finanziert, das Management von Komplexität. Es gibt eine ganze „Schule“ in den Vereinigten Staaten, die sich damit beschäftigt (St. Fee). Ich glaube, daß es in der Tat notwendig ist, sich klar zu machen, daß ich dem Product Manager bei Siemens (oder wo immer der arbeitet) an einer Universität nicht beibringen kann, was er im einzelnen tut. Das lernt er im Betrieb. Wenn er gut ist und sowohl Fachwissen als auch Selbst- und Sozialkompetenz erworben hat, lernt er das da relativ schnell. Und er lernt es nicht ein für alle mal, sondern muß das ständig weiterentwickeln. Die Frage ist, ob wir diese Schlüsselqualifikationen an unseren Hochschulen noch ausreichend vermitteln. Die Antwort ist, denke ich, nein.

4. These

Obwohl ja jeder Praktiker, der es so lange gemacht hat wie ich oder gar wie Frau Hamm-Brücher, die es noch länger gemacht hat als ich, es schon nicht mehr hören kann: Lebenslanges Lernen müßte in der Tat implementiert werden. Es muß also klar sein bei einer Industriegesellschaft, die sich gerade zu einer Informationsgesellschaft wandelt, daß man nicht am Anfang des Berufslebens den Sprit tanken kann, den man für das ganze Berufsleben braucht. So groß ist eben kein Tank. Nicht nur einzelne, sondern auch Organisationen müssen lernen. Unternehmen und Verwaltungen als komplexe Institutionen müssen auch durch umfassende Lernprozesse dieser Entwicklung begegnen.

Worauf ich Wert lege, ist der Begriff „loop reflecting learning“. Das heißt, man muß einen Kreislauf organisieren. Wissen darf nicht nur weitergegeben, sondern muß auch weiterentwickelt oder neu erzeugt werden. Entscheidend dafür ist, daß die Erfahrungen, die man mit dem Wissen gemacht hat, das man zum Beispiel an einer Fakultät der Universität mitbekommen hat, wieder zurückvermittelt werden und in die in Zukunft zu vermittelnde Wissensbasis eingehen. Wir müssen den Versuch machen, die Hochschulen so umzustrukturieren, daß Absolventen später wieder zurückkommen an diese Hochschule, dort etwas Neues lernen von der Entwicklung der Wissenschaft, aber auch der Wissenschaft erzählen, was sie eigentlich anfangen konnten mit dem, was sie mal gelernt haben und auf diese Weise eine Kommunikation zwischen den Freshmen, den Studierenden, auch den Lehrenden, den Wissenschaftlern und denen, die aus der Praxis kommen, entsteht. Das passiert heute natürlich fast nirgends, weil wir mit der Erstausbildung so voll sind, daß das Thema Weiterbildung fast vollkommen oder weitgehend dem Nachmittagsmarkt anheimge-

geben ist, d.h. nicht von öffentlichen Einrichtungen gemacht wird, sondern von privaten oder von den Firmen selber – teilweise sehr gut, teilweise auch nicht.

5. These

Ich glaube, daß in dieser veränderten Gesellschaft, in die wir hineingehen, auch das Bildungsparadigma sich wandeln muß. Meine These ist: der Paradigmenwechsel geht von der regionalen zur globalen Orientierung, vom linearen zum vernetzten Denken, von der partiellen Orientierung zur strukturellen. Wenn ich es noch erreichen könnte, würde ich sogar noch sagen: von der Zweckrationalität zur Wertrationalität. Da schreit allerdings schon die Hälfte meiner kulturwissenschaftlichen Kollegen laut auf, weil sie diese Debatte ganz anders sehen.

Wenn ich das hinunterbreche auf die Bildungsorganisationen, würde ich sagen: wir brauchen größere Entfaltungs- und Gestaltungsmöglichkeiten für die einzelnen Bildungsinstitutionen. Die Ziele müssen selbständig und in eigener Verantwortung konkretisiert und die Kompetenzen vermittelt werden. Die durchsteuernden Vorgaben, die wir in unserem staatlichen Bildungssystem haben, würde ich aufgeben. Die Führungsstruktur und die Führungskultur müßte Freiraum für Initiative und Eigenverantwortung geben, was heute natürlich nur in begrenztem Ausmaß der Fall ist. Ich spreche mich aus für das, was die Nordrhein-Westfalen-Kommission eine „neue Ordnung des Lernens“ genannt hat. Ich glaube, man muß die Kameralistik kippen und die Hochschulen auf neue Weise budgetieren – in einigen Ländern passiert das schon – und sie sehr viel selbständiger machen als sie das heute sind. Heute werden sie geleitet von einer Zunft. Die besteht erstens aus dem Referenten im Ministerium und seinen Leuten, zweitens aus den Verwaltungsleuten der Universität – manchmal sind Amträte wichtiger als Universitätskanzler – und drittens aus einer Reihe von akademischen Produktionsmittelbesitzern, meistens C4-Professoren mit dem gleichen Parteibuch wie die jeweilige Landesregierung. Das sind die, die eigentlich an den staatlichen Hochschulen bestimmen. Daß in dieser Struktur Bewegungsunfähigkeit häufig gegeben ist, muß ich nicht schildern. Das Gleiche gilt aber auch bis hinunter in Schulen. Ich glaube, daß wir unterschiedlichere Schulen brauchen. Und da ich an die große Privatisierungswelle in der deutschen politischen Kultur nicht glaube, könnte dies funktionieren durch eine größere Übertragung von Verantwortlichkeiten auf die Schulen selbst, die Lehrerkollegien, die Direktionen und die Kommunikation, die dann zwischen Eltern und Lehrern entsteht und notwendig wird.

6. These

Meine sechste These bezieht sich auf die Stärkung der sozialen Kompetenz. In der Industriegesellschaft haben wir vor allem sprachliche, naturwissenschaftliche, technische und literarische Inhalte vermittelt und die Schulen darauf ausgerichtet. Soziale Kompetenz war zweitrangig. Ich zitiere Friedemann Schulz von Thun: „Als ich zum Abschluß meiner Schulzeit das Zeugnis der Reife erhielt, bestand meine Kommunikationsfähigkeit vor allem darin, in einer raffinierten, gelehrsamten Sprache über Sachverhalte zu reden, zu denen mir jede Erlebnisgrundlage fehlte. Statt das Erlebte zu verstehen und auszudrücken, lernten wir das nicht Erlebte altklug zu kommentieren. Das Reifezeugnis in der Hand fühlte ich mich ungebildet in Fragen des zwischenmenschlichen Umgangs.“ Ich glaube, daß das in der Tat auf viele Abiturienten und Studienanfänger

an unseren Universitäten zutrifft. In der Zukunft brauchen wir sehr viel mehr Kommunikations- und Mediationsfähigkeit, Motivation, Kooperationsfähigkeit. Das wird in der Arbeitswelt immer wichtiger und es wird immer wichtiger, wenn es eine immer größere Zahl von Selbständigen gibt, die eben nicht mehr eingegliedert sind in eine betriebliche Hierarchie. Gerade in Gesellschaften wie unserer, wo wir keine Milliarde Menschen haben wie in China und keine Bodenschätze wie in Sibirien, wird der einzelne zur wichtigsten Produktivitätsreserve der Volkswirtschaft. Die entscheidende Frage ist, wie das produktive und kreative Potential des Menschen besser als bisher erschlossen werden kann. Man könnte es zu dem Satz übersteigern: Der entscheidende Produktivitätsfaktor der Informationsgesellschaft ist die Zusammenarbeit.

7. These

Copyright CSC Ploenzke

Wenn es richtig ist, daß die Zahl der Selbständigen steigen wird, ob wir das wollen oder nicht und ob die Leute dafür qualifiziert sind oder nicht und ob der Bundeskanzler das „Kultur der Selbständigkeit“ nennt oder nicht und ob Herr Lafontaine das „Kultur der Selbständigkeit“ nennt oder nicht – die Formeln sind nämlich alle gleich –, muß man sich klarmachen, daß man die Bedingungen, wie Innovation zustandekommt und wie neue Unternehmen zustandekommen, auch entsprechend anpassen und verändern muß. Das passiert bei uns nicht. Es sind ja viele neue Unternehmen entstanden. Sie haben vorhin SAP so gelobt und gesagt, es sei in der Tat eines der schönsten deutschen Unternehmen. Nur: so schön R2 und R3 sind, es ist ein Unternehmen in der Nische. Vergleichen Sie das mal mit Windows und mit Microsoft. Und vergleichen Sie überhaupt mal dieses Unternehmen, das in der Tat in 15 Jahren von Null auf 12.000 Mitarbeiter und zur bestbewerteten Aktiengesellschaft in Deutschland gewachsen ist. Fragen Sie mal, wie viele Unternehmen in Deutschland groß geworden sind in den letzten 20 Jahren und vergleichen Sie das mit Microsoft, Apple – Apple geht schon wieder bald pleite –, LSI Logic, Sun-Micro Systems, Netscape usw. Ich könnte Ihnen 25 Namen aufzählen. In Deutschland können Sie SAP aufzählen. Das hängt natürlich mit ganz bestimmten institutionellen Arrangements zusammen. Das hängt zusammen mit der Art, wie wir Steuererleichterungen bzw. keine Steuererleichterungen für neue Unternehmen geben. Ich könnte zwanzig solche Faktoren benennen, was ich mir wegen der Zeit schenke. Ich füge nur hinzu: auch an unseren Bildungseinrichtungen gibt es die Hinführung zu Entrepreneurship nur in ersten Ansätzen. Das ist jetzt gerade in Mode. Als ich jetzt Geld dafür haben wollte, stellte ich fest, daß die Bundesregierung zwei Programme dafür hat: das Bildungsministerium macht eins und das Wirtschaftsministerium macht eins. Sie wissen mühsam von einander. Es ist eine Mode. In der Tat ist die Frage, wie wir das zustandebringen und wie wir ein Bewußtsein zustandebringen, daß es sinnvoll ist und was man können muß, um sich selbständig erhalten zu können als Selbständiger, das wird nicht gelehrt. Wenn einer Angst hat, daß seine Qualifikation verfällt, guckt er doch noch, ob er eine halbe BAT 2a-Stelle an der Universität Aachen bekommt als daß er in einer Garage anfängt. Das ist der Unterschied zwischen Aachen und Kalifornien. Wenn das so weitergeht, bedeutet es nicht, daß alles abrupt nach unten geht, aber es bedeutet einen leisen Sinkflug. Der betrifft unsere Generation nicht mehr, aber die unserer Kinder. Und darüber muß man sich dann Gedanken machen.

8. These

Ich glaube, wir müssen für dieses Bildungssystem der Zukunft alles tun, um die Möglichkeiten der neuen Technologien und neuen Medien systematisch anzuwenden. Selbstverständlich sind Computeroperationen nur ein bestimmter Typ von Wirklichkeitsverarbeitung. Modularisierung, Algorithmisierung und Simulation dürfen nicht verabsolutiert werden. Das ist schon richtig. Wenn ich aber den bedeutendsten deutschen Pädagogen sagen höre „Es ist viel wichtiger, daß ein Kind ein großes Tier treiben lernt als mit einem Computer umzugehen“, dann läuft es mir kalt den Rücken herunter. Ich bin sehr dafür, daß Kinder lernen Kühe zu treiben, aber ich bin halt auch dafür, daß sie lernen, mit dem Computer umzugehen. Ich finde nicht, daß das ein Widerspruch sein muß. Aber so ist die Diskussion in dem von Technikkritik bestimmten Deutschland und Europa im Unterschied zu den Vereinigten Staaten. Der Hypertext mit seiner vernetzten Vorgehensform und mit seinen Links verlangte eine andere Art des Denkens als das lineare Zur-Kennntnis-Nehmen von Büchern. Ich bin der festen Überzeugung, daß das das Buch nicht verdrängen wird. Das darf es auch nicht. Aber man muß auch diese Technik lernen, wenn man sich in dieser Welt, in die wir hineingehen, behaupten will. Und man sollte das nicht nur an einer Nintendo-Konsole lernen. Diese Spielkonsolen sind in 16 Millionen Exemplaren in deutschen Haushalten, bei unseren Kindern verbreitet. Was unsere Schulen den Kindern aber dazu beibringen, kann man alles vergessen, weil Lehrer – Durchschnittsalter 48 Jahre – von ein paar Physiklehrern abgesehen in der Mehrheit in Kulturkritik ausbrechen, weil die Kids es besser können als sie selber. Es ist sehr schön, daß wir jetzt viele Schulen ans Internet anschließen. Aber es bringt noch nichts, wenn es nur zwei Physiklehrer können und das bißchen Hardware, das man hat, in Computerräumen verstaubt, zu denen nur diese zwei Physiklehrer einen Schlüssel haben. Das ist die Realität in vielen Schulen. Bildungsziele dieser Art heißen: Filterfähigkeit, mediale Skepsis, kluge Zeitökonomie gegenüber dem Überangebot von Kommunikation. Das kann man lernen. In der seelischen und mentalen Potenz, mit Virtualisierung umzugehen, liegt ein Teil des Alphabetisierungsprozesses des 21. Jahrhunderts.

9. These

Ich weiß, daß es eine wilde Debatte um den sogenannten Bildungskanon gibt. Die wird meistens von der ZEIT geführt über die Frage, ob nicht alle Schüler den Faust, die Buddenbrooks und Brecht's Galileo Galilei gelesen haben müßten. Das ist auch eine spannende Diskussion, aber das meine ich jetzt nicht. Im Grunde brauchen wir alle zehn Jahre eine Debatte um das, was Harvard ein Core-Curriculum nennt. Ich halte das Studium, das Herr Schily in Witten-Herdecke macht, für beispielhaft. In den letzten zwei Jahren gibt es überhaupt neue Bestrebungen an den Hochschulen. Es gibt ein bißchen Bewegung. Das muß man schon sagen. Aber man hat sich vorher auch über Jahrzehnte überhaupt nicht mehr darum gekümmert. Die Frage „Was ist das wichtigste, was man vermitteln muß?“ kommt gar nicht mehr. Dies muß notwendig kontrovers diskutiert werden. Aber daß sie gar nicht mehr diskutiert worden ist, ist eine große Schwäche unseres Bildungssystems. Statt Schulformen zu diskutieren, müssen wir über Inhalte diskutieren. Das Kanonproblem habe ich jetzt an der Universität aufgezwirbelt, aber es ist natürlich auch ein Problem für die Oberstufe des Gymnasiums und für alle möglichen anderen Schulformen und -stufen.

10. These

Die Finanzierung unseres Bildungswesens muß neu geregelt werden. Man muß sich folgendes klarmachen: Ernst machen können wir mit all dem, was wir hier wollen, nur dann, wenn man in der staatlichen Leistung für das Bildungssystem wieder ungefähr auf die Ziffern zurückkommt, die es vor 20 oder 25 Jahren gegeben hat. Im Bund wäre das leicht zu bewerkstelligen. Bei 460 Milliarden können Sie doch 400 Millionen obendrauflegen und damit könnten Sie manche Probleme lösen. Allerdings haben wir viele strukturelle Probleme. Die Länder sind zum Beispiel pleite. Die Länder tragen die Hauptlast der Bildungspolitik. Ich habe kürzlich einen schönen Vortrag in Zürich gehalten und bei dem wunderbaren Bankett, das es anschließend gab, saß ich am Tisch von mehreren Schweizer Bankern. Die haben sich nach dem dritten Glas Wein völlig offen darüber unterhalten, wann deutsche Bundesländer pleite gehen, richtig bankrott. Aparenterweise nicht, wann Bremen und das Saarland pleite gehen, sondern wann das in Nordrhein-Westfalen der Fall sein wird. In dieser Situation muß man sich überlegen, was machbar ist und was nicht. Nun erlauben Sie mir, daß ich aus meiner Lebenserfahrung kein Hehl mache und Ihnen sage: Sie dürfen die Beweglichkeit der deutschen politischen Kultur und unseres Föderalismus nicht überschätzen. Ich finde die Idee von Herrn Lutz mit den Bildungsgutscheinen absolut plausibel. Oder die Idee einer Akademikersteuer von Michael Daxner. Ich sage Ihnen nur: bis der deutsche Föderalismus das zustandebringt, bin ich tot. Und ich möchte noch irgendwas erleben. Ich bin doch erst 59. Das soll nicht Herrn Schröder daran hindern, eine neue Koalition zu machen und mit einem völlig neuen Reformelan die Landschaft zu verändern. Nur sage ich Ihnen: Wenn ich Ihnen allein die steuersystematischen Einwände gegen die Akademikersteuer schildere, die Herr Poss und Frau Matthäus-Maier und die anderen Steuerpolitiker aller anderen Parteien auf der Pfanne haben, dann plädiere ich für primitivere Modelle. Wir sind immer so geistreich, aber wir müssen ja auch noch etwas durchsetzen. Deswegen sage ich – wohl wissend, wen ich hier alles ärgere: der Staat muß seine Mittel erhöhen, aber er wird ein zureichendes Bildungssystem aus der Hand des Staates nicht mehr finanzieren können. Aus diesem Grund hat die Industrie die Zahl der Ausbildungsplätze in den letzten fünf Jahren um 25% vermindert, weil sie sagen: globalisiert, international konkurrenzfähig, die Amerikaner machen es auch nicht, duales Bildungssystem ist wunderbar, aber wir bieten nicht mehr so viel an, das ist uns zu teuer. Aus diesem Grund glaube ich, daß die Betriebe, die nicht ausbilden, dazu genötigt werden müssen, etwas zu diesem Ausbildungsprozeß beizutragen, wenn dieses duale System nicht in 15 Jahren völlig tot sein soll. Vielleicht muß die Methode interessanter sein als die Berufsbildungsabgabe, die die SPD gerade erfunden hat. Ich könnte mir viel intelligentere Anreizsysteme vorstellen. Aber ich glaube, daß die nicht ausbildenden Betriebe in der Tat zur Ausbildung beitragen müssen durch ein intelligentes Anreizsystem, weil es sonst nicht funktioniert.

Ich bin – zweitens – der festen Überzeugung, daß den Hochschulen mindestens 3 Milliarden DM fehlen, und daß kein Finanzminister – gleichgültig ob rot, grün oder schwarz – in der Lage ist, dieses Geld hinzuzufügen. Deswegen müssen die Betroffenen selbst zu ihrer Ausbildung beitragen. Für unsere Kinder, diejenigen, die jetzt studieren, stellt sich die Alternative so: wollen sie jetzt so weiter bei schlechten Betreuungsverhältnissen, ausblutenden Bibliotheken und absurden Bedingungen studieren? (Wobei die unterschiedlich absurd sind.

Es ist in Greifswald natürlich viel schöner als in Hamburg.) Oder wollen sie gut ausgebildet werden und selbst dafür etwa 2.000 DM im Jahr bezahlen? Das ist die Alternative. Alles andere ist unrealistisches Gerede. Von unsozial kann gar keine Rede sein, denn wenn ich schon verteilungspolitisch argumentiere, was man gar nicht muß, ist gar nicht einzusehen, warum die Krankenschwester und der Facharbeiter für meine Kinder 100% einer Ausbildung an der Hochschule umsonst finanzieren sollen. Studiengebühren sind auch so einzuführen, daß erst nach dem Studium bezahlt werden muß, wenn man in einem Job ist, „Australisches Modell“. Ich rede nicht mehr lange darüber. Ich bin sicher, daß es in vier bis fünf Jahren kommt, weil dann alle mit dem Rücken zur Wand stehen und wissen, daß sie pleite sind. Dann kommt irgendwann die Zeit, daß sie es auch zugeben müssen, was sie jetzt ja noch nicht tun und es mit schlaun Reden überdecken.

Wir müssen dem Mittelstand in Deutschland sagen: „Ihr müßt einen Teil Eurer Ausgaben umsteuern von Tourismus und Immobilien auf Ausbildung.“ Das tut furchtbar weh. Es ist in den meisten Ländern der Welt so, daß – wenn einer ein Kind in die Welt setzt – er anfängt zu sparen, damit ein gewisser Grundstock da ist, wenn das Kind anfängt zu studieren. Dies ist bei uns nicht üblich. Dies einzuführen wird natürlich den harten Widerstand dieser Mittelschichten mit sich bringen. Deswegen verstehe ich die ideologische Verrantheit der SPD und die Angst der CDU. Ich könnte auch sagen die Feigheit. Aber nach dem Motto „Alle Bildungspolitiker sagen, es muß mehr Geld her und alle Finanzpolitiker sind sich einig, daß sie selbstverständlich keine Mark mehr geben“ geht es nicht weiter.

Die Studenten erheben die berechtigte Forderung, daß mehr Geld her muß. Der Bundeskanzler, der Vorsitzende der SPD, der Vorsitzende der FDP und alle sagen: „Wunderbare Kinder. Sie haben vollkommen recht.“ Aber sie kriegen keine Mark. Die einen spielen aufständisches Volk und die anderen spielen gütige Obrigkeit – und es ändert sich gar nichts.



Peter Glotz

Kurzbiographie

Peter Glotz, Dr. phil., o. Professor für Kommunikationswissenschaft und Rektor der Universität Erfurt, geboren 1939.

In den 60er Jahren wissenschaftlicher Assistent am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität München. Konrektor der Universität München 1969/70. Geschäftsführer einer Firma für Kommunikationsforschung 1970–72. Später 26 Jahre politische Tätigkeit, darunter Staatssekretär im Bundesbildungsministerium (1974–77), Senator für Wissenschaft und Forschung Berlin (1977–81). 12 Jahre Senator der Max-Planck-Gesellschaft, Mitglied des Stiftungsrats des Wissenschaftskollegs zu Berlin. 1991 Gastprofessor Marquette Universität Milwaukee. 1993 Honorarprofessor für Kommunikationskultur und Medienökologie an der Universität München.

Vielfältige Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen zur Kommunikationswissenschaft, Bildungspolitik, Politische Theorie, darunter drei Tagebücher. Mitglied des Verbands Deutscher Schriftsteller und des Deutschen PEN (West).

Ausgewählte Veröffentlichungen:

Im Kern verrotten? Fünf vor zwölf an Deutschlands Universitäten. Stuttgart 1996